

Die ebenen Stufen [Fortsetzung]

Autor(en): **Schilling, Helmut**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **24 (1934)**

Heft 5

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634669>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wer will heut mit mir trinken
Den süßen Honigwein?
In wessen Aug' wird blinken
Der Liebe Widerschein?
Noch bin ich frei von Sorgen,
Von Unruh und von Plag
Und freu' mich jeden Morgen,
Daß ich noch singen mag.

Verpätet kam noch der breitschultrige Fährmann mit seiner stattlichen Frau hinzu. Niemand hätte ihr Alter auf fünfzig Jahre geschätzt, trotzdem sie sich nicht schonte im Dienst für andere. Sie hatte dunkle Haare und etwas strenge Gesichtszüge. Aber ihr gewinnendes Lächeln beim Sprechen verriet sie sogleich als Helwigs Tochter. Man machte ihnen Platz, und etliche Männer breiteten ehrerbietig ihre Mäntel auf Frau Gertruds Sitz aus.

Als das Feuer sein Werk getan hatte, legten die Brüder Bernhard und Rupold den gebratenen Eber auf den Altar. Die Burschen draußen löschten ihre Fackeln; das junge Volk lief herbei und stellte sich hinter den Sitzenden auf. Da erhob sich Helwig, trat zum Altar und sprach:

„Donar, du mächtiger, höre mich an. Du fährst mit den Wolken, wohin du willst. Verweile hier in deinem Haine und höre mich an. Du gabst uns wieder grünes Kraut und Blumen die Menge. Die schönsten schmücken deine heiligen Eichen. Ihr Duft steigt auf zu dir. Du nährst unser Vieh, daß es sich mehren kann. Dir weihen wir das Beste und opfern es. Des Opfers Rauch erfreue dich. Du liebst milden Regen fallen, daß die Saat ergrünt. Lasse du auch das Korn reifen, daß wir nicht darben. Hüte deine Blitze und lenke sie nicht auf unsere Hütten. Lasse nicht Hagel fallen auf unsere Felder. Erzürne nicht über unserer Bosheit.

Donar, du mächtiger, höre mich an. Willst du noch ein anderes Opfer haben, so wähle mich dazu. Ich bin wie reifes Korn, das auf den Schnitter wartet. Lasse die Jungen leben, die da sind wie blühende Bäume. Siehe, wir alle danken dir und wollen dich erfreuen. Segne unsere Hütten und unsere Felder. Lasse keine Seuchen über uns kommen und keinen Krieg. Richte deinen Zorn gegen deine und unsere Feinde. Wir wollen deine Freunde sein und dir dienen. Das geloben wir.

Donar, du mächtiger, ich rufe dich an. Segne den Becher, den die Braut dem Bräutigam reicht. Segne ihren Bund, daß Freude ihm blühe, kein Leid ihn trenne, kein Schmerz ihn schwäche, keine Not ihn trübe. Gelobte Treue sei klar wie der Tag, ein wärmendes Feuer, ein Licht in der Nacht, eine Hilfe im Leben und ein Trost im Sterben. Aus einem Becher trinken sie ihr Leben. Des einen Glüd sei des andern Freude, des einen Not des andern Sorge, des einen Schmerz des andern Kummer. Ihre Treue sei stärker als Zweifel, Unlust und Zorn. Ihre Liebe sei stärker als alle Trübsal. Ihr Bund sei der feste Hort der Kinder, die du ihnen schenken wirst, ihr Leben von dir geweiht zum Vorbild. Verweile bei ihnen heute und immer. Segne den Becher, den die Braut dem Bräutigam reicht.

Speise und Trank sind deine Geschenke. Wir essen und trinken dankbar deiner Güte. Du nährst uns als deine Freunde. Unsere Kraft soll dir willig dienen. Das geloben wir.“

(Fortsetzung folgt.)

Die ebenen Stufen.

Von Helmut Schilling.

(Fortsetzung.)

Leise erhob er sich in seiner Sehnsucht, die nur noch den Menschen zu greifen beehrte. Es war eine stumpfe, lechte, verzweiflungsvolle Gier. Sie war dunkel wie die Nacht, die in dreifacher Finsternis den Raum erfüllte.

Das Heu knisterte unter seinem Fuß, ganz leis und in heimlicher Bewegung. Und dann war wieder alles still unter vorsichtigem Lauschen. Ein neues zartes Geräusch ward vernehmbar, schon weiter entfernt von dem Lager Jochens, der sich, halb erwacht, unruhig auf die Seite zu werfen begann und plötzlich wiederum in seiner traumhaften Angst stöhnte: „Mein! Laß sie!“

Diesmal erwachte er nicht zu vollem Bewußtsein und blieb still wie ein lauender, mißtrauischer Schweiger. Doch an dem Verschlag des Raumes fiel eine Holzperre wieder ins Schloß und der Schmied tastete sich auf sein Lager zurück, zuerst schweigsam und geschlagen, bis er endlich gedehnt, müde und kaum vernehmbar sagte: „Das ist ja nun doch alles gleich.“

Ueber dieser alten, verzichtenden Stimme schlugen erst nach langem Sinnen der Duft des Heus und die Finsternis und der Schlaf wie ein wohlthuender dunkler Mantel zusammen.

Am frühen Morgen saßen sie wieder drunten in der Stube und machten sich für die gemeinsame Wanderung bereit. Ueber dem Gesicht des Schmieds hatte sich eine Blässe gelagert, als hätte er die ganze Nacht nicht geschlafen.

„Sehe ich nicht aus wie der Tod?“ fragte er den jungen Genossen; nicht das kleinste Lachen begleitete seine Worte. „Hast du übrigens gehört, was ich dir gestern alles erzählte?“

„Ich war zu müde“, gestand Jochen, und er saß so schwer auf seinem Stuhl, daß es schien, er wolle dieses Haus nie verlassen.

„Bleib doch da!“ meinte Menne ohne zu bedenken, daß hier keine Arbeit war für den jungen Menschen. Aber er dankte mit herzlichen Worten und schritt mit dem Schmied in den Morgen hinaus.

Leichte Nebel überdeckten die Weite und sperrten bald die Sicht auf das einsame Gehöft. Die Straße lief von einem Nebelwall zum andern, tauchte ein und sprang fed in eine neue Landschaft hinaus. Manchmal zog ihnen ein Bach zur Seite und verlor sich wieder in den dunstigen Niederungen. Hohe und niedere Bäume standen am Wege, sie trugen eine breite Last silbernen Taus.

Jochen sah auf den Schmied und dachte: Ja, du siehst aus wie der Tod! Er schritt im Schweigen des andern hin und hatte das Gefühl, sie dächten dieselben Gedanken.

Gegen Mittag endlich entschloß sich der Schmied zu einem kurzen Gespräch: „Wir wollen bis Kiel gehen und dort Arbeit suchen, ich in den Schiffswerften und du sonstwo in der Stadt. Das ist mein letztes Ziel. Weiter gehe ich nicht!“

„Warum nicht weitermarschieren, bis Dänemark?“ sagte Jochen zu dem bleichen Gefährten.

Ein hohles Lachen war die Antwort. Wie ein Fluch klang es, aber es trug den Sinn einer gewaltigen Anklage über die Felder: „Du kommst von Leipzig über Berlin und der Nordsee entlang hierher und ich selbst wandere viel länger, fünfmal so lang in vielem Suchen von Süddeutschland herauf, am Rhein und über Hamburg — und soll deinen eigenen Weg zurückschreiten?! Das Elend eines Volkes ist nicht nur in einem einzigen Gelände. Es ist ein

langgestrecktes Tier, so lang wie alle Straßen Deutschlands zusammen. Darüber hinaus? Dänemark oder dergleichen? Die wissen ja kaum von unserer Not! Ich sage dir: Kiel ist meine letzte Stadt!“

Und da wanderten sie wieder nebeneinander her, stundenlang, stundenlang. Die Viehherden schauten ruhig und groß auf die beiden, auf Jochen Hellers, den schwächlichen Jungen, und auf seinen Begleiter, der war so still und blaß wie der Tod.

„Aber auch du wirst einmal blöde und benommen über die Wege gehen, daß die Leute zur Seite treten und über die Verderbnis der trunkenen Jugend schelten!“

Der Schmied hatte es spät im Nachmittag gesagt, und Jochen hatte ihn fürchtlich angesehen und nichts erwidert.

Dann kamen sie endlich an die Fähr eines Flusses, der das Land in träger Bewegung durchschnitt. Ein Wagen war schon auf dem breiten Floß aufgeladen und einige Rinder waren ans Geländer gekoppelt. Die beiden Wanderer fuhr langsam hinüber. Der Fährmann heischte kein Geld. —

Drüben standen ihrer drei und warteten, um auf entgegengesetztem Wege den Fluß zu überqueren. Sie trugen alte Kleider und waren von der Art der arbeitssuchenden Leute. Sie grüßten sich wie Freunde.

„Kommt ihr von Kiel?“ fragte der Schmied, als sie schon die Fähr betraten.

„Ja!“ erwiderten sie und blickten übers Geländer in den grauen Fluß. Sie sahen keine Wellen, sie sahen nur eine kotige Masse, in die sie langsam hineinfuhren.

„Und was seid ihr von Beruf?“ rief ihnen Jochen nach.

„Schmiede!“ tönte es in dreifacher Antwort zurück.

Noch war es nicht Abend; aber nach kurzem Gang bog der Schmied von der Straße ab, schritt unter einige Bäume am Flusse und sagte: „Hier lagern wir! Du bist doch auch müde?“

„Oh, ich bin immer müde“, lächelte Jochen kleinlaut und vergaß die Furcht vor der kalten Nacht. Er fragte nicht einmal, warum sie nicht bis zum nächsten Gehöft weitergingen.

Und da nahm der Schmied seinen Mantel und hüllte den jungen Begleiter hinein, setzte sich neben ihn und meinte: „Du bist ja zu müde, um so weit mit mir zu gehen. So etwas tut keiner, der müde ist. Da hinausstreiten und wandern und suchen im Endlosen, das tut nur ein Irrer. Jeder, der so sucht wie wir, ist irr an sich selbst und an den Menschen. Jeder ist verwirrt auf seine eigene Art. Und jeder tut, was ihm die letzten Gedanken befehlen.“

Er sprach seine Worte über einer schnellentschlummerten Gestalt. Er saß dabei und rührte sich nicht und war steif und gereckt und bleich. Der Abend sank und die Nacht und das Schweigen. Er harrete, bis es ganz dunkel war. Dann flüsterte er: „Diesmal hältst du mich nicht zurück!“ —

Draußen überm Land ist Sturm. Draußen überm Land ist ein ungeheurer Sturm; der peitscht heran von der Ostsee und wirft seine Winde durcheinander, heult und pfeift seine grellen Töne, reißt in den Bäumen und überflutet Ebene und Hügel mit schwarzer Luft. Aber das ist keine Gewalt und keine Kraft gegen den Orkan, der überm Meere seine Wirbel treibt! Die waren emporgetaucht aus der unendlichen Fläche des Wassers, wütend gegen den Grund und gegen die lautlose Weite über dem Meer. Mit maßloser Wucht warfen sie sich gegeneinander und rissen die Bogen auf. Weißen Gischt trugen sie in ihren Fängen, türmten die Wasser zu Gebirgen und schlugen sie krachend zusammen. Ein brausendes Ungetüm heulte dumpf aus der Ferne und warnte und zischte und hatte seinen ureigensten Kampf.

Am Ufer aber legten sich die Gräser flach zur Erde und wurden begraben unter dem nassen Sand. Die Büsche schlugen ineinander und piffen mit ihren Ruten, als trügen sie viele tausend kleine Peitschen zur eigenen Züchtigung. Und zwischen den Büschen, oben am Ufer hinter dem aufgerissenen Strand flatterte der Mantel des Schmieds. Er deckte die Schultern von Jochen Hellers, der sich zur Höhe redete in einsamem Widerstreit gegen die Winde und sein blaßes Gesicht nach der wilden Weite des Meeres wandte. Da stand er. Lange schon und hochgebäumt und in einer schmerzlosen Ausdauer. Wo hatte er seine Ueberlegung gelassen und den Sinn für seinen geschundenen Leib? Wo hatte ihn die Einsamkeit gepackt und dieses trotzig Ausbarren in der Unbill des Wetters?

Jochen Hellers wußte das genau. Denn er dachte nichts anderes und hämmerte seine Gedanken fest an dem Ort, wohin sie alle zurückwanderten. Sie zogen zurück auf einer langen Straße, aus dem Orkan hinaus in das verräterische und drohende Gefäusel des Nachmittagswindes und weiter, durch einen stillen Mittag bis in die erste, kalte Morgenfrühe hinein. Da sahen sie unter den Bäumen am Fluß Jochen Hellers schlafen. Er lag allein, in den Mantel des Schmieds gehüllt, fröstelte ununterbrochen und schlug endlich die Augen auf. Die Stille des Landes sagte ihm keinen Gruß; die Bäume spannten sich schweigsam und vielwissend über ihm, als er sich erhob und nach seinem Begleiter Ausschau hielt. Lange harrete er still am Ort und lauschte. Dann ging er Schritt für Schritt in die Runde und hielt schließlich flußabwärts am Ufer an. Dort senkten sich die Aeste tief in die graue Strömung und umkrallten in ihrer Gabelung einen alten, zerbeulten Hut. Jochen Hellers bewegte sich nicht. Er sah in das dunkle Gewässer, das sich durch die Aeste schob, und hatte das Gefühl, er sei ganz nah bei dem Schmied. Ja, er hatte mit einmal einen sehr sonderbaren Einfall: Er glaubte, der versunkene Körper des Gefährten habe das Wasser erwärmt. Und er neigte sich am Ufer und hielt seinen Finger in die Strömung. Schauernd raffte er sich hoch und fröstelte; das Wasser war noch kälter als der Morgen und als sein eigener einsamer Leib.

„Bist du denn irr?“ fragte er sich, als er sich der eigenartigen Tat gann. Aber dann packte ihn ein Grauen, weil er neben sich die Gestalt des Toten ahnte. Bleich und groß ragte sie neben ihm wie an dem ganzen vergangenen Tag. Es war, als hätte er sie aus dem Fluß zu sich heraufgezogen. Da schloß er die Augen und wandte sich. Wie eine Flucht war seine Wanderung zum Meer; der schweigsame Begleiter schritt oftmals neben ihm her. —

Und jetzt stand er da in diesem sinnlosen Anstemmen gegen den Sturm und dachte nichts als die Erinnerung des Morgens. Der Mantel schlug wie eine drängende, unruhgebietende Erbschaft um seine schmale Gestalt. Aber einmal in seinem trotzigem Beginnen raffte sich Jochen zur gegenwärtigen Stunde empor und schrie mitten in den Flug der Winde hinein. Es war wie ein tierischer Schrei, wild, auflehnd und lästernd gegen alle fremde Macht. Seine Augen traten mit ihrem unheimlichen Weiß hervor, und auf den Schläfen zuckten die schwellenden Adern. Hochgebäumt ragte er in den Sturm und schrie seine Worte der Anklage hallend in das Rauschen, das rings um ihn tobte. Er schien gewachsen zu sein, steilragend in dem schwarzen Mantel, dessen Schöße in ganz kurzen, wilden Schlägen klatschten. Und er hörte, wie ihm der Windstoß seine eigenen Worte zurücktrug; das waren die Worte von Fluch und Tod, an deren Klang er sich begeisterte, bis er endlich erschöpft in sich selbst zusammenfiel, die Stirn genäßt von der maßlosen Anstrengung, mit zitternden Händen, und bis er klein und stumm über der Böschung stand.

(Schluß folgt.)